SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

"Ritzen" und andere Hautzeichen bei Jungs und jungen Männern: ein Plädoyer für eine Erweiterung des Diskurses um sozialwissenschaftliche Lesarten

Friebel, Harry

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Friebel, H. (2012). "Ritzen" und andere Hautzeichen bei Jungs und jungen Männern: ein Plädoyer für eine Erweiterung des Diskurses um sozialwissenschaftliche Lesarten. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung / Discourse. Journal of Childhood and Adolescence Research*, *7*(3), 357-361. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-390584

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

„Ritzen" und andere Hautzeichen bei Jungs und jungen Männern: Ein Plädoyer für eine Erweiterung des Diskurses um sozialwissenschaftliche Lesarten

Harry Friebel

Harry Friebel

1 Einleitung

Die Forschungslage und die Literatur zum selbstverletzenden Verhalten (SVV) von Jungs und jungen Männern sind im deutschsprachigen Raum ebenso desolat wie die Beratungspraxen für Betroffene (vgl. *Pech* 2010; *Bardehle/Stiehler* 2010). In meinem Beitrag richte ich den Blick auf Forschungsdesiderate, vernachlässigte Gesichtspunkte des Jungendiskurses und plädiere vor diesem Hintergrund für eine Erweiterung von sozialwissenschaftlichen Lesarten über das SVV: sowohl als fallspezifisches als auch als fallunspezifisches Phänomen; sowohl in der Logik des individuellen Subjekts als auch in der Logik der gesellschaftlichen Gelegenheitsstruktur.

Jungs und Mädchen, junge Männer und junge Frauen fügen sich unterschiedliche Körpermodifikationen zu: manchmal mit Tattoos und Piercings als Ausdrucksmittel; manchmal aber auch mit „Ritzen", wie eine charakteristische Form nicht akzeptierten selbstverletzenden Verhaltens in der Alltagssprache genannt wird. Die klassische wissenschaftliche Definition versteht unter SVV bzw. „Nonsuicidal Self-Injury" (vgl. *Nock/Favazza* 2009) die gezielte oder bewusste Verletzung oder Beschädigung des eigenen Körpers ohne Tötungsabsicht (vgl. *Neubauer/Winter* 2010, S. 34). Nicht selten sind unterschiedliche Hautzeichen mit stereotypen Geschlechterzuweisungen assoziiert. Medien reproduzieren ebenso wie medizinische und therapeutische Experten/-innen häufig ein geschlechtstypisches Zerrbild, wonach „Ritzen" in erster Linie als Mädchenproblem erscheint. Aber: Auch Jungs und junge Männer ritzen![1]

2 „Drehbuch" Männlichkeit

Das Selbst- und Körperkonzept konstituiert sich als Erfahrung und Disposition einer Person bezüglich des eigenen Selbst und des eigenen Körpers. Körper sind sowohl Objekte sozialer Einschreibungen als auch Agenten der sozialen Praxis. Die Beziehung zwischen dem Körper und dem Sozialen ist grundsätzlich zweiwegig (vgl. *Connell* 1995). „Doing Gender" (vgl. *West/Zimmermann* 1995) heißt hier, dass der Körper geschlechtlich inszeniert wird und den Jungen einerseits das virtuelle Drehbuch „Männlichkeit" in ihre Kör-

per sozial eingeschrieben wird *und* sie andererseits ihren jeweils unvertretbaren, einzigartigen Körper und ihre eigene Männlichkeit gestalten. Dabei gibt es Irritationen, Dilemmata und Konflikte in der Körper- und Männlichkeitsentwicklung. Im Sport existiert für Jungen z.B. der „Überlegenheitsimperativ" (vgl. *Schwerbitz/Seidensticker* 2001). Noch immer gilt Sport eher als männliche Domäne: Kampf, Einsatz, Härte und Risiko sind die Merkmale „ernster Spiele" (vgl. *Bourdieu* 2005) sowie des Wettbewerbs im Rahmen der Männlichkeitssozialisation. *Bourdieu* hat diese „Spiele" als männliche Gewalt- und Machtspiele beschrieben, die in zwei Dimensionen für Dominanz/Distinktion sorgen: homosozial gegenüber anderen Männern zur Etablierung einer Hierarchie; heterosozial gegenüber den von den Spielen ausgeschlossenen Frauen (vgl. *Meuser* 2001, S. 7). Ein Klassiker dieser „Spiele" war im 19. Jahrhundert das Duell um die männliche Ehre.

Selbstverletzendes Verhalten der Jungen vom Ritzen über Koma-Saufen bis zur Selbsttötung[2] sind – so meine These – Symptome krisenhafter Körperentwicklungen und Körperkonzepte im Rahmen rigider geschlechtlicher Normierungen von der Pubertät zur Adoleszenz (vgl. *Friebel* 2012a). Die Heranwachsenden wurden und werden in ihrer Biografie infolge nichtpassender Erwartungen und Anforderungen verletzt. Im Sinne einer ausweglos scheinenden Reinszenierung verwunden sie sich nun selbst – in einer gegen sich selbst gerichteten Aggression. *Whitlook* beschreibt diesen ambivalenten Zusammenhang des „Warum?" in einem spannungsreichen Bogen vom Hilferuf („To get attention from adults or peers") über Emotionsregulierung („to regulate intensive emotion") bis hin zur Selbsthilfe („a form of self-medication", vgl. *Whitlock* 2009, S. 4).

Eine bislang noch eher unvertraute Sicht eröffnet hierbei der Trend, SVV medial zu thematisieren. So inszenieren beispielsweise Prominente im UK- und US-Fernsehen ihr coming out hinsichtlich ihrer „self-injury"-Erfahrungen (vgl. *Saner* 2011) und in Videoclipplattformen wie YouTube lassen sich Jugendliche und junge Erwachsene beim „Ritzen" beobachten. Ein US-amerikanisches Forscherteam hat mehrere Tausend dieser Videos – in einer weltweit ersten Studie dieser Art – hinsichtlich unterschiedlicher Darstellungsweisen untersucht (vgl. *Lewis* u.a. 2011): Demnach gibt mehr als die Hälfte dieser Videos keine Hilfs- und Therapieangebote für die Nutzer und Nutzerinnen (ebd., S. 552). Nach Recherchen der Autoren braucht man nur das Wort „selbst verletzen" („self-injury") per Suchfunktion anzuklicken, um besagte Filme anschauen zu können. Ist hier ein Voyeurismus zu vermuten mit womöglich normalisierenden, ermutigenden und verstärkenden Folgen für das SVV? *Saner* zitiert im englischen „The Guardian" einen Betroffenen: „People had been isolated and thought they were crazy, because that's what people were being told. A couple of people who I talked to had mentioned it to a school counsellor who called their parents; and they would check their kid in to the mental hospital. So to find other people who said ‚I do this too, you're not alone, you're not crazy' was such a huge relief" (ebd.). Selbst wenn es uns irritiert: selbstverletzendes Verhalten ist aus Sicht der Betroffenen sinnvoll. Es geht darum, diesen Sinn nicht *für die*, sondern *mit den* Betroffenen zu entschlüsseln. Die mediale Veröffentlichung und Diskussion im Internet schafft offenbar Gemeinschaft.

3 Forschungsdesiderate

Vergleichen wir den deutschsprachigen mit dem angelsächsischen Fachdiskurs zum Thema, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Debatte in Deutschland eigentümlich „zensuriert" ist[3]. Es gibt in Deutschland einschlägige Lehr- und Fachbücher zum jugendlichen Risikoverhalten, in denen über Substanzkonsum, Ernährungsverhalten, riskantes Sexualverhalten und riskantes Straßenverkehrsverhalten reflektiert wird – aber nicht über riskantes SVV (so z.B. *Raithel* 2011). Im Folgenden plädiere ich für eine reflexive Dezentrierung des Fachdiskurses. Zu wünschen wäre für die Zukunft seine *Ent-Feminisierung*, *Ent-Pathologisierung* und *Ent-Individualisierung*:

Ent-Feminisierung

Die psychisch gestörte junge Frau – zart und verletzlich – ist das Paradebeispiel in der einschlägigen deutschsprachigen Fachdiskussion über das selbstverletzende Verhalten. Es ist möglich, dass dieser geschlechtstypischen Devianzzuschreibung ein historischer Kern zugrunde liegt – aber uns fehlen dafür Hinweise. Eine Sensibilisierung für SVV auch als männliches Problem ist schwierig, da die Adressierung an bewusste oder unbewusste Geschlechts-Stereotypen gebunden ist. Eine allgemeine These zur Begründung dieses wirklichkeitswidrigen Zuschreibungsphänomens besteht in der männlichkeitstheoretischen Überlegung, dass Mann normativ nicht Opfer sein darf, sich nicht selbst zum Opfer machen darf, d.h. traditionelle Männlichkeitsmythen keine Selbstverletzung erlauben (vgl. *Friebel* 2012b). Der Junge oder junge Mann kann aggressiver Täter sein – autoaggressives Opfer aber nicht! Vermutlich sind Männer zudem weniger bereit, über Selbstverletzung zu reden. Krise des Mannes? Der Männerforscher *Meuser* bietet ein soziologisches Verständnis des Krisenbegriffs an: eine Krise ist dann gegeben, „wenn die erwartbare Zukunft zerstört ist … wenn also Handlungsroutinen nicht mehr den gewohnten Effekt zeitigen" (*Meuser* 2001, S.11). Ob das für eine Männlichkeitskrise zutrifft, bedarf einer differenzierten Analyse, die hier nicht gegeben werden kann. So bleibt diese Frage zunächst offen.

Schwer – nahezu unmöglich – ist es, mit methodischen Erwägungen und empirischen Befunden gegen Ideologien zu überzeugen. Dennoch einige Überlegungen. Zunächst zur Methode: Die überwiegende Mehrzahl der deutschsprachigen Studien, die die Frauen in der dominanten Rolle der „Selbstverletzerinnen" festschreiben sind methodisch bzw. prozessual zirkulär: Die Populationen der Studien (insbesondere von Ärzten und Psychiatern) sind mehrheitlich aus Frauen zusammengesetzt. Die Untersuchungsergebnisse bestärken dann entsprechend die Vorannahmen (vgl. *Adler/Adler* 2011a).

Eine repräsentative US-Studie von *Klonsky* u.a. (2003) liefert auf der Grundlage von 1986 Untersuchungspersonen im Jahr 2003 empirische Belege für die These von der Gleichverteilung[4] der Geschlechter: „Prevalence rates of deliberate self-harm in the present study were roughly equivalent for men and women" (*Klonsky* u.a. 2003, S. 5). *Klonsky* u.a. zitieren zudem verschiedene Studien mit ähnlichen Ergebnissen. Schließlich wird in der angelsächsischen Literatur ein „doing gender" des SVV dokumentiert. *Adler/Adler* (2011b) notieren dazu, dass Frauen sich eher mit kleinerem, kürzerem „self-harm" verletzen; Männer eher mit größerem, längerem „self-harm": „when men and women conform to these gendered ways of injuring, they are (relativly speaking) more accepted" (*Adler/Adler* 2011b, S. 4).

Ent-Pathologisierung

„When *Adler* started, most studies of self-harm focused on people with severe mental illness, such as schizophrenia – with the result that it had been categorized as a mental disorder" (*Saner* 2011, S. 1). Die Psychopathologisierung des selbstverletzenden Verhaltens war früher auch in der US-Fachliteratur die dominante Lesart. *Chandler* u.a. (2011) beschreiben dieses Phänomen in ihrer Meta-Studie zum SVV als „klinisches Paradigma". Schmerzen und Blut gibt es auch mit Tattoos und Piercings; doch in diesen Studien kamen per Definition nur psychisch gestörte Personen zu Wort. *Chandler* u.a. (2011) plädieren für ein nicht-klinisches Paradigma, um die Alltagspraxis des SVV zu erkunden.

Ent-Individualisierung

Es wurde und wird in klinischen Studien oft nur nach den in der Person selbst liegenden Ursachen des SVV geforscht. Im Sinne eines „Labelling Approach" (*Sack* 1973, S. 251) wird der Verstoß gegen die gesellschaftliche Normensetzung mit einem Etikett dem oder der Betroffenen zugeschrieben. Das Verhalten erscheint hier als Ausdruck von „defekten" Persönlichkeitsmerkmalen. Sozio-ökonomische und sozio-kulturelle Einflüsse im Kontext des SVV werden nicht berücksichtigt. *Chandler* u.a. (2011) kritisieren die reduktionistische Individualperspektive mit den Worten: „We argue that the individualistic focus of existing research is inadequate, since it fails to take into account the social context in which self- injury takes place" (S. 108).

Schließlich existiert ein erheblicher Mangel in Bezug auf die definitorische Klarheit des Begriffs SVV[5]. Ausgesprochen willkürlich werden bestimmte Sachverhalte a priori aus- bzw. eingeschlossen: Der Ausschluss der Selbst-Tötungsabsicht kann etwa nur a posteriori validiert werden. Das Konzept ist nicht theoretisch fundiert, obwohl eine lange Tradition soziologisch begründeter Erklärungen für suizidales Verhalten besteht (vgl. *Atkinson* 1978; *Durkheim* 1895), „which has not, until recently, been extended to the area of self-injury" (*Chandler* u.a. 2011, S. 108).

Forschungen über SVV sollten inter- bzw. transdisziplinär angelegt sein und ihre Erkenntnismittel und -werkzeuge auf Risiken eines gender-bias (*Bourdieu* 2005, S. 197) reflektieren. Sie müssen sich aus den Laboratorien herausbewegen und das Wechselwirkungsverhältnis zwischen der Logik des Subjekts und der Logik gesellschaftlicher (Gelegenheits-)Struktur berücksichtigen.

Anmerkungen

1 Das Thema ist intersektional (vgl. *Winker/Degele* 2009) zu differenzieren, um keine polarisierenden Stereotype zu reproduzieren. SVV als – insbesondere jungen Frauen zugeschriebene – Form der Selbstverletzung ist auch unter Jungen und jungen Männern verbreitet. Das Verhältnis weibliche/männliche Betroffene wird sehr unterschiedlich geschätzt: von 2:1 bis zu 10:1; die absolute Anzahl der Betroffenen in Deutschland wird auf 600.000 bis 12.000.000 beziffert. Diese quantitativen Dimensionen sind allerdings allesamt nicht belegt.

2 Ich verzichte auf weitere Differenzierungen, verweise jedoch darauf, dass die Ausübung moderner Risikosportarten, Autoraserei, Mutproben etc. zumindest in einem Nahverhältnis zu SVV steht.

3 Auffällig ist, dass im angelsächsischen Sprachraum durch Medien und Internetplattformen das Problem an Öffentlichkeit dramatisch gewinnt, während es in Deutschland als abweichendes Verhalten eher tabuisiert wird.

4 Es geht hier nicht um einen gleichwie gearteten „Beweis“, dass SVV hinsichtlich der Geschlechter gleichverteilt sei. Sowohl die US-Metastudie von *Chandler* u.a. (2011) als auch die UK-Metastudie von *Samaritans* (2003) bieten auch Hinweise aus Studien hinsichtlich einer überdurchschnittlichen Betroffenheit von Mädchen und jungen Frauen. Es geht mir um die schlichte Feststellung, dass sich auch Jungs und junge Männer mit dramatisch zunehmender Häufigkeit (*Samaritans* 2003, S. 6) absichtlich selbst verletzen.

5 Die Definition von SVV als gezielte oder bewusste Verletzung oder Beschädigung des eigenen Körpers ohne Tötungsabsicht ist – hinsichtlich des Ausschließungskriteriums – höchstproblematisch, zumal es einen signifikanten Zusammenhang zwischen dem selbstverletzenden Verhalten und der Selbsttötung zu geben scheint (*Samaritans* 2003, S. 6).

Literatur

Adler, P./Adler, P. (2011a): The tender cut. Inside the Hidden World of Self-Injury – New York.

Adler, P./Adler, P. (2011b): The deviance Society. Psychology Today. Online verfügbar unter: http://www.psychologytoday.com/blog/the-deviance-society, Stand: 03.07.2012.

Atkinson, J. M. (1978): Discovering suicide. Studies in the Social Organization of Sudden Death. – London.

Bardehle, D./Stiehler, M. (Hrsg.) (2010): Erster Deutscher Männergesundheitsbericht. – München.

Bourdieu, P. (2005): Die männliche Herrschaft. – Frankfurt am Main.

Chandler, A. (2011): The Construction of Self-Injury in the Clinical Literature. The American Association of Suicidology, 41, pp. 98-109.

Connell, R. W. (1995): Masculinities. – Cambridge.

Durkheim, E. (1897): Le suicide. Étude de sociologie. – Paris.

Friebel, H. (2012a): Jungen und Körperkonzepte: vom Ritzen, über Komasaufen bis zur Selbsttötung. Forum Sozial, 1, S. 49-52.

Friebel, H. (2012b): Wenn Jungs sich „ritzen“. Selbstverletzendes Verhalten bei Jungen und jungen Männern. Sozialmagazin, 37, 5, S. 42-49.

Klonsky, E. D./Oltmans, Th. F./Turheimer, E. (2003): Deliberate Self-Harm in an Nonclinical Population. American Journal Psychiatry, 160, 8, pp. 1501-1508.

Lewis, S. P./Heath, N. L./St. Denis, J. M./Noble, R. (2011): The scope of Nonsuicidal Self-Injury on You Tube. Pediatrics, 21, pp. 552-557.

Meuser, M. (2001): Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. – Essen.

Neubauer, G./Winter, R. (2010): Jungengesundheit in Deutschland: Themen, Praxis, Probleme. In: *Bardehle, D./Stiehler, M.* (Hrsg.): Erster Deutscher Männergesundheitsbericht. – München, S. 30-70.

Nock, M. K./Favazza, A. R. (2009): Nonsuicidal Self-Injury: Definition and Classification. In: *Nock, M. K.* (Ed.): Understanding Nonsuicidal Self-Injury: Origins, Assessment, and Treatment. – Washington, DC, pp. 9-18.

Pech, D. (2010): Jungen und Jungenarbeit. Thema Jugend, 3, S. 1-4.

Raithel, J. (2011): Jugendliches Risikoverhalten. Eine Einführung. 2. Aufl. – Wiesbaden.

Sack, F. (1973): Zu einem Forschungsprogramm für die Kriminologie. Kriminologisches Journal, 5, 4, S. 251-254.

Samaritans (Ed.) (2003): Youth and self-harm: Perspectives – A report. Online verfügbar unter: http://www.samaritans.org/pdf/samaritans-youthselfharmperspectives-full.pdf, Stand: 03.07.2012.

Saner, E. (2011): A new view of self-harm. The Guardian, Monday 17, October 2011.

Schwerbitz, H./Seidensticker, W. (2001): Koedukativer Sportunterricht. – Soest.

West, C./Zimmermann, D. H. (1995): Doing Difference. Gender & Society, 9, pp. 8-37.

Whitlock, J. (2009): The Cutting Edge: Non-Suicidal Self-Injury in Adolescence. In: Research Facts and Findings. Online verfügbar unter: http://www.actforyouth.net/resources/rf/rf_nssi_1209.pdf, Stand: 03.07.2012.

Winker, G./Degele, N. (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. – Bielefeld.